

Am ersten Mai.

Die Herzen der Fabriken sind verstummt
in diesen Stunden, die voll Weihe sind.
Die Stahlgiganten stehen eingemummt
im Schweigen, das durch alle Säle rinnt.

Nicht eine Dampfmaschine schrillt und brummt,
wirft Qualm und Unruh' in den Kreis der Stadt;
kein Lied im kalten Räderchatten summt,
das eine Arbeitshand zum Dichter hat.

Ein feierliches, todgebärendes Ruhen
liegt sonntagsfroh auf diesem Wochentage,
der aus der andern vielverhassten Plage

sich hebt, wie eines großen Mannes Tun
aus jener Dumpfheit, die in ihren Mauern
die Menschheit aller Zeiten läßt erschauern.

Gries b. Boyen, im April.

Die Straße spricht: Was ist das Schrecken
auf meinen Brüsten siegesfroh dahin,
flammrote Banner und Standarten breiten
sich über mich, was für ein starker Sinn

muß diese laufende Proleten leiten,
daß sie in ihres Zuges Unbeginn
so fühlen, wie die Brüder an den Seiten,
und mächtig sind bis zu dem Ende hin.

Es dröhnt schon stundenlang mein harter Boden;
vom Hall der Schritte werden alle toten
und stillen Dinge um mich her bewegt,

bis jedes, von der neuen Macht bezwungen,
von ihrem innerlichen Licht durchdrungen,
die Kraft der Vielen in das Leben trägt.

Alfons Pehold.

Das Laster der Arbeit.

Warme Vorfrühlingsjonne flutete hernieder.

Schlaftrunken saß ich auf dem Verdeck eines Autobusses und
lehnte mich behaglich zurück. Der rhythmische Lärm des Welt-
stadtverkehrs kullte mich angenehm ein, und halbawachen Bewußt-
seins blinzelte ich in das Getriebe der Straßen.

Welch ein Gewoge ringsum! Ein Gewimmel sich ballender
und auseinanderstrebender Menschenmassen. Wie von einer un-
sichtbaren Kraft geschleudert und einem fernen, unbekanntem Ziele
zustrebend. Alle in Hast, Eile und unaufhaltbarer Bewegung.

Kaum einer, der sich die Zeit nahm, auf die Geschehnisse des
Augenblicks, der Umgebung, der anderen zu achten. Jeder in
Gedanken mit dem beschäftigt, was ihm die Pflicht der Stunde ist.
Nur selten ein Gesicht, auf dem der Ausdruck der Freude,
des Behagens, der Zufriedenheit liegt.

Alle in sich gefehrt, verdrossen, mürrisch und finster, befoelt
nur von dem Gedanken, das Notwendige so schnell als möglich
zu tun.

Da, wie ich diese nimmerruhende Bewegung, diese Freud-
losigkeit und Verdrossenheit in dem dahinschwärmenden Menschen-
gewimmel betrachte, kam mir der Gedanke: warum, ihr Mit-
menschen, eilt Ihr so mürrisch und stumpf dahin?

Fühlt Ihr nicht, wie ich die Sonne scheinen, in deren Wärme
es sich so behaglich träumen läßt?

Läßt Eure Arbeit, Eure Pflichten, Eure Geschäfte! Legt Euch
nieder, wo Ihr gerade geht und steht, auf daß auch Ihr der
lebenden Wärme der Sonne teilhaftig werdet!

Wird die Welt untergehen, wenn Eure Missionen unerfüllt,
Eure Arbeiten unerledigt, Eure Geschäfte unabgewickelt bleiben?

Was sind das überhaupt für Geschäfte, die Ihr habt?

Im Auftrage eines anderen, der Euch nicht das geringste
angeht, lauft Ihr in der Weltgeschichte umber, um einem Dritten,
der Euch erst recht nichts angeht, Pflaumenmus oder Stiefel
zu bringen, die vielleicht für einen Bewohner der sibirischen Steppe
oder des afrikanischen Urwaldes bestimmt sind.

Seid Ihr verrückt?
Warum legt Ihr Euch, statt Euch im Dienst wildfremder
Menschen müde und matt zu arbeiten, nicht behaglich hin und
schläft und träumt?

Weltfeiertag! Auft alle Leute aus ihren Läden und Schreib-
stuben, von ihren Arbeitsplätzen unter, überhalb und auf der
Erde und laßt sie alle sich schlafen legen!

Wie gut wird das uns allen tun!
Naben wir nicht lange genug uns geplagt und geschunden?
Jetzt aber muß das ein Ende haben!

Wer faselt da vom Segen der Arbeit!

Wenn ich den ganzen Tag über auf den Beinen bin und
Arbeiten verrichte, die mir in tiefster Seele zuwider sind, deren
Nutzen überaus problematisch ist, und dann abends todmüde ins
Bett sinke — wo ist da ein Segen?

Ein Martyrium ist es, nichts weiter.

Eine üble, und durch Generationen überkommene Angewohn-
heit, die uns schon so in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß
der Gedanke, es ginge auch so, uns seltsam und merkwürdig
erscheint.

Ein Laster, das uns das Leben um Jahre verkürzt und uns
alle Freude am Dasein nimmt, das so schön, so behaglich sein
könnte, wenn nicht dieser furchtbare Druck auf uns lastete.

Segen der Arbeit!

Ich stehe in aller Herrgottsfröhe auf, obwohl die behagliche
Bettwärme mit tausend Striden mich festhält, eile an meine
Arbeitsstätte, hämmere oder zimmere hier den Tag über wie
ein Rasender, oder sitze am Schreibtisch und schreibe, schreibe,
schreibe — gleichgültige, unnütze Zahlen und sinnlose Worte, bis ich
keinen klaren Gedanken mehr fassen kann, bis ich fühllos bin wie
ein Steinblock, dem es gleich ist, ob ihn die Sonne bescheint oder
ob Regenströme unaufhaltsam auf ihn herabrieseln.

Segen der Arbeit!

Alles Gekier, das auf der Erde kreucht und fleucht, freut sich
seines Daseins und genießt betwagt und in vollen Zügen, was ihm
der Tag, die Stunde, die Minute deut.

Nur uns Menschen hält der Lärm der Arbeit so in seinem Bann,
daß wir schon ein Verbrechen, daß wir eine Sünde wider den
heiligen Geist der Pflicht zu begehen glauben, wenn wir nur hin
und wieder einen Augenblick verchnaufen.

Die Blumen blühen und die Vögel singen — wir aber hören
nichts und sehen nichts. Wir sehen nur Pflichten, die erfüllt werden
müssen, und hören nur die griesgrämigen Stimmen, die uns zur
Front rufen.

Zu Lasttieren sind wir geworden, deren Rücken gebeugt sind
und deren Augen die leuchtende Schönheit der Welt nicht mehr
sehen.

Stumpf sind alle unsere Sinne, stumpf geworden in der
grauen, kalten Eintönigkeit der Arbeit.

Ein hundertköpfiges Ungeheuer, dem sie den Namen „Pflicht“
gegeben, drängt, stößt und zerzt uns unser Leben lang in unerträgliches
Joch.

Ein Ungeheuer, vor dem wir im Staube anbetend knien und
das uns das Mark aus unseren Knochen stiehlt.

Ein Fabelwesen, das Menschenopfer über Menschenopfer fordert, ohne je gesättigt zu werden.

Glück und Zufriedenheit, Ruhe und Behagen, alle Schönheit der Welt und alle Lust des Daseins bringen wir als Opfergabe ihm dar.

Wir kriechen durch Pfützen und Moräste und steigen über den hochragenden Stamm der Berge, um alle Schätze der Welt ihm zu Füßen zu legen, während wir selber mit Unrat unseren Hunger

stillen und mit kargen Broden, die es uns von seinem reichen Tische zuwirft.

Erschlagen wir es!

Reißen wir den Götzen herab von dem Throne, den wir ihm errichtet!

Den Vampyr, der mit unserem Blut sich mästet!

Meint Ihr, daß die Welt aus den Fugen geht?

Alfred Dörmann.

23]

Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

Es konnte auch vorkommen, daß ich spät beim Zunachten von der Feldarbeit heimkehrend, einen Umweg machte, um über ein paar Acker und Wiesen gehen zu können, von denen ich wußte, daß sie zum Stelzenhof gehörten. Ich schritt die Grenzfurchen entlang und ließ die reisenden Moosenähren im Gehen durch meine Finger gleiten. Oder ich tat ein paar zaghafte Schritte in einen Acker hinein, auf dem der Pflug ausruhend in der Furche stand und betastete mit seltsamer Vellommenheit die beiden Pflugarme, zwischen denen vielleicht mein Vater einst gegangen war. Und einmal, als ich zur Zeit der Kornernnte am breiten Hausacker hinschritt, mußte ich plötzlich stillstehen, wie von einer unsichtbaren Hand gehalten. Der wunderbar süße Duft des frischgemähten Kornes gab mir heimliche Kunde von einem Tag, den ich gelebt: mit Vater und Mutter auf eben diesem Acker! Ganz gewiß. Von jenem Baum hatte die Mutter einen Zweig herabgebogen. Und der Vater hatte in der Grenzfurche gestanden und die Sichel gewekt, nach seiner Gewohnheit bei jedem Zug leicht mit dem Kopfe wippend . . .

Von solchen Erlebnissen vermochte ich niemanden etwas zu sagen. Desto mehr dachte ich selber darüber nach, sogar während der wöchentlichen Unterrichtsstunden im kleinen Konfirmandenzimmer des Pfarrhauses. Ist, wenn ich eine der Katechismusfragen beantworten sollte, mußte ich mich zuerst darauf besinnen, wo ich mich befand, weil mir eben eine für mich weit wichtigere Frage durch den Kopf gegangen war: ob wohl der Hubacher-Franz vom Stelzenhofe, der, weil ihn sein Vater zu kurz gehalten, als junger Kerl dabongelaufen und nachträglich nach Amerika ausgewandert war, wieder einmal heimkehren würde, oder ob das Höflein, wie der Zeigerhanß bestimmt meinte, über kurz oder lang feil werden müsse? . . . Wenn ich nur bis dahin so weit war, einiges Geld beisammen zu haben! Mit dem Tage, da es auf der Steig hieß, der Hubacher hätte auf einem gedruckten Zettel die Nachricht vom Tode seines Sohnes bekommen, glaubte ich, vom Leben eine Schuld übernommen zu haben.

Die Unterrichtsstunden vermochten, wie ich mit Bedauern bekennen muß, fast nur die sehr bescheidene Rolle von kleinen Ruhepausen in meinem arbeitsreichen Werktagsleben zu spielen. Daß ein Acker rechtzeitig und sauber bestellt, daß das schwere Gras von der Erlenviese und von der abgelegenen Nachtweid vor dem angekündeten Regenwetter glücklich unter Dach und Fach gebracht, oder daß die Kartoffelernte auf der oberen Breite ausnehmend reichlich auszufallen versprach, solche und ähnliche Angelegenheiten nahm ich ohne Wissen und Willen in die Unterweisung mit, und sie gingen mein Denken und Sorgen näher an, als irgendeine wunderliche Weissagung eines alttestamentlichen Propheten.

Nicht daß mich etwa die seltsamen Lehren und Verheißungen der Religion nicht auch beschäftigt und in mancherlei Nöte gebracht hätten; jedoch geschah dies weniger während der Stunden im Pfarrhause oder in der Kinderlehre, als wenn ich allein war. Ich machte mir oft schwere Gedanken darüber, daß ich nicht alles unesehen hinnehmen, daß ich nicht mehr wie als Kind ohne den leisesten Zweifel im Herzen beten konnte. In meinem dicken Geschichtsbuche las ich von ungeheuren Dingen, die auf der Welt geschehen waren. Von Kriegen, die Länder und Städte verwüstet, von ganzen Volksstämmen, die elend und hilflos abgeschlachtet und vernichtet wurden. Ich dachte nur immer bei mir, wie denn Gott das alles hatte mitansehen können, ohne sich zu erbarmen?

Am verständnislosesten stand ich der Hexenzeit gegenüber, von der in meinem Buche viel berichtet war, und wo Tausende, ja Hunderttausende in Gottes Namen gemartert und verbrannt wurden. Was mußten diese armen Menschen in ihrer Seelenangst und in ihren unsäglichen Qualen von

der Gerechtigkeit Gottes für eine Meinung bekommen? Hätte er nicht eine Hand herabstrecken und sie schützen müssen? Es kam mir fast unmöglich vor, daß nach solchen ungeheuerlichen Bränden der Himmel wieder hatte blau und heiter werden können; mir war, als hätten sie die Lust für alle Zeiten mit einem schwarzen, widerlichen Rauch erfüllen müssen.

Sogar die kleinen Untaten eines Dorndrehervogels konnten mir viel zu denken geben. Wenn ich zufällig Zeuge davon war, wie dieser Bürgengel das kleine Getier, das er als Beute aufgegriffen, wie Käfer, Raupen, Jungmäuse und halbnackte Nestvögel, an Dornsträuchern lebendig aufspiekte, wie diese elenden Kreaturen sich krümmten und wanden an ihren Marterpfählen, dann stieg immer ein heftiger Born in mir auf. Ich konnte nicht mehr recht glauben, daß alles auf der Welt weise und gut eingerichtet sei.

Gern hätte ich den Zeigerhanß über diese Sachen befragt; doch ich merkte jedesmal, wenn ich eine kleine Andeutung darüber machte, daß er mir auswich und von etwas anderem anfang. Er habe halt da den Begriff selber noch nicht recht, meinte er einmal.

Den Gedanken, mit meinem Anliegen zum Pfarrer zu gehen, verwarf ich ohne weiteres und unbezehen. Ich hatte das bestimmte Gefühl, daß dieser von uns jungen Menschenkindern herzlich wenig wußte oder zu wissen begehrte. Wir waren für ihn ein Jahrgang, den er, wie alle früheren, an Hand der Lehrmittel vorzubereiten hatte. Ich glaube, der Pfarrer Landis hat nie in seinem Leben einen Brief zu beantworten vergessen, noch irgend einmal die geringste dienstliche Obliegenheit versäumt. Aber der Arbeit ging er aus dem Wege. Als die Kehlhofsbäuerin, die den Krebs hatte und manchmal entsetzlich leiden mußte und die neben sechs un-erzogenen Kindern dem Tode entgegensah, einmal eine seltsame Frage an ihn richtete, gab er ihr zum Bescheid, er sei nicht gekommen, um Antworten zu geben, sondern um mit ihr zu beten. Im vergangenen Winter, da die große Kälte war, hatte ihm eine Konfirmandin, Luise Spinner von Stillengrüt, eines Morgens in einem Körbchen sechs erfrorene Meisen gebracht. Darüber hatte er sie hart angefahren und ihr aufgegeben, bis zur nächsten Unterrichtsstunde dreihundertmal den Satz zu schreiben: „Es fällt kein Sperling vom Dach, es wäre denn des Herrn Wille.“

So mußte ich denn mit den Dingen fertig zu werden suchen, so gut es eben ging. Und zum Glück fehlte es nicht an mancherlei kleinen Ablenkungen, die es verhinderten, daß ich allzu tief ins Grübeln kam.

Offen gestanden, drehten sich die Gespräche der Konfirmandenbuben vor und nach den Unterweisungsstunden sehr selten um Religionsfragen, viel öfters um die Mädchen, über die mit einer gewissen Großartigkeit verhandelt und abgeurteilt wurde. Hans Rinsperger, der jetzt dabei auf dem väterlichen Hof schaffte und schon wie ein Knecht mit zwei Rossen fuhrwerkte, sprach es mit Nasenrumpfen aus, daß er an diesem Jahrgang nichts Besonderes finde. Jakob Stöcker gistelte zwar hinten herum, er sage das nur, weil dem Presi seine nicht dabei sei. Margritte war nämlich auf Wunsch ihres Vaters ein Jahr früher konfirmiert worden und weilte jetzt in einer Haushaltungsschule am Zürichsee.

Manchmal konnte mir mitten im Spintisieren der blonde Kopf der Marie Pfander in den Sinn kommen, deren Beförderin in der Unterweisung gerade vor mir saß. Sie mußte, da ihr Vater nicht zum Rechten sah und oft drei Tage hintereinander in der Nge trank und spielte, schon seit anderthalb Jahren nach Trüb in die Spinnerei, und da es in ihrem Arbeitsraum sehr heiß war, hatte sie ihre roten Baden ein wenig verloren. Klaus Schwengeler, der immer alle Neuigkeiten wußte, die man nicht so recht herausfragen durfte, stichelte von ihr, daß sie jetzt gern in die Fabrik gehe, während sie zuerst tagelang in einem zu geideint habe. Mit dem Gerygehen, ja, das glaube er schon, eine andere könnte sich auch drein schiden, wenn der Meister sich so gut mit ihr verstände. Einweg sei es jetzt bald Zeit, daß das Pfanderli

aus den Schulbänken herauskomme. Nachher gehe es dann niemanden mehr etwas an, was mit ihr sei.

Sie könnte nicht sagen, daß derlei Reden über Marie Pfander bei mir besonders verfangen hätten, vielmehr lieb ich innerlich nichts ungutes an sie kommen. Ihre Augen sahen doch gar zu hell und lieb in die Welt hinein.

Vielleicht hätte ich mich noch ein wenig mehr um sie gekümmert; aber es geschah gerade damals etwas Merkwürdiges, mir beinahe Unverständliches, das alle übrigen Erlebnisse für einige Zeit in den Hintergrund drängte.

Der Liebesbrief.

Eines Sonntagabends steckte mir Frieda im dunkeln Hausgang in sehr heimlicher Weise ein Briefchen zu mit der dringenden Bitte, es so bald als möglich dem Torbrunner-Noldi in die Hände zu spielen, aber ja, ohne daß es jemand anders merke. Es war mir aufgefallen, daß man sie seit einiger Zeit gar nie mehr in der Küche hatte sitzen und trällern hören. Seltsamerweise hatte sich aber auch der Noldi nun seit bald drei Wochen nicht mehr in unserem Hause blicken lassen.

Sie machte mich gleich auf den Weg. Aber anstatt beim alten Torbrunner im Unterdorf nach Mettauers Hof abzubiegen, schritt ich, einer plötzlichen schlimmen Eingebung folgend, ohne weiteres die Känzlistraße hinaus. Manchmal zog ich verstoßen den Brief aus der Tasche. Die immer wieder zurückgedrängte Neugier wuchs, je weiter ich mich vom

Dorf entfernte. Meine schweren Bedenken beruhigte ich damit, daß der sorgfältig zugestickte graue Briefumschlag keine Aufschrift trug und daß ich zwei genau gleichartige daheim in meinem Kastenfach liegen hatte. Als hinkende Entschuldigung für mein klägliches Vorhaben redete ich mir fortwährend ein, es könnte Frieda vielleicht etwas nützen, wenn ich den Inhalt des Briefes wüßte.

Zwischen dem Gemäuer der Simpergrüne, auf der Stelle, wo ich vor Jahren mit Erazens Pistole den Zweckschuß getan, trennte ich nach kurzem Entschluß den zerknüllten Umschlag mit dem Saemesser auf. Ich war mir dabei bewußt, noch nie in meinem Leben etwas so Schlechtes begangen zu haben. Das Briefchen war flüchtig mit Bleistift geschrieben, es lautete:

L. M.

Du weißt nun, wie es ist und was ich Dir geschrieben habe, denn daß Du den ersten Brief nicht erhalten habest, gibst Du mir nicht an. Anhalten tu ich nicht, aber es ist traurig, wenn man so miteinander gewesen ist und daß man das vergessen kann. Ich könnte mich schon noch eher fassen, aber es ist mir wegen etwas anderem, wo ich immer weinen muß, wenn ich daran denke. Ich stelle kein Unglück an, jedoch wenn es so kommt, glaube ich nicht mehr, daß auf der Welt ein einziger Mensch recht sei. Laß mich nun nicht mehr warten, ich will es wissen.

S.

(Fortsetzung folgt.)

Dissonanz.

Hundert feiernde Türme, hundert psalmende Gloden
dröhnen jeden Sonntag
auf zu Gott,
lönen jeden Sonntag
Gottes Sohn.

Tausend qualmende Schlofe, tausend freischende Pfeifen
stöhnen jeden Alltag
auf zu Gott,
höhnern jeden Alltag
Gottes Sohn.

Eine Stunde vor der Stadt.

Waage spräche.

Beim Schifferhaus am Rhein, zwischen Weiden und Pappeln, hatte sich die Arbeiterschaft mit ihren Familien zur Maifeier zusammengetan. Man sah und hörte hier draußen nichts von der Fabrikstadt, über deren grauen nüsternen Siebeln immer die Rußfloden der Industrie aus den Kaminen flogen. Sie erfüllten die Luft davon. Es gab keine Stube, in die der schwarze Staub nicht eindrang. Er nistete sich in die Vorhänge, trübte die Fenster, er lag am Fenster Sims, rollte bei leichtem Windhauch auf die Gassen und hing sich an die Kleider der Leute. Die Rußfloden drangen an ihre Körper, in den Hals hinein. Und die Kinder, die spielten, konnten nichts anfassen, ohne schwarze Hände zu bekommen. Sie zeichneten damit unbewußt die Stirne, die Nase, das Kinn.

Aber heute waren sie alle rein. Sie sprangen über den blanken Ries der Wälle. Die dunkle Stadt lag nur eine gute Stunde vom Rheinufer ab, und da war die Welt schon ohne Qualm. Auch die Menschen waren in froher Stimmung, als wäre der Ruß und Staub nicht nur aus ihren Kleidern, Haaren und von ihren Körpern, sondern auch aus ihrer Seele weggeweht. Beim Schifferhaus saßen die Männer auf den roh gefügten Bänken und redeten sich das Herz frei. Andere, die allein sein wollten, lagen zerstreut auf den Wällen an der Erde und sahen in den Rhein, der blaugrün, ohne viel Geräusch und ohne Hindernisse floß. Durch die Stadt ging nur ein Kanal, der sich wie ein schwarzer scheuflücher Drei wälzte. Man verbot den Kindern, an seinem Ufer zu spielen und sie mieden ihn gerne.

Die Leute auf den Wällen betrachteten die hohen Pappeln, an denen das Laub zitterleicht ansehte. „Wie sie stolz dastehen“, sagte ein gebeugter Mann, „und aus ihren alten Stämmen diese Jugend nähren können.“ „Wie kläglich ist der Mensch dagegen“, meinte jemand. Der Alte wandte sich um, sah den anderen an und widersprach ihm. „Ja, früher, als man mit dem Körper den Geist verfallen ließ. Aber ist's heute notwendig? Was wäre ich für ein armer Mensch, alt, dumm und lebensmüde, wenn ich mir nicht die Kraft bewahrt hätte, die jungen Gedanken der jungen Menschen in mich aufzunehmen. Und wenn ich gar nicht mehr arbeiten kann, nicht gehen, in meinem Stuhle sitzen muß, dann habe ich Ruhe, nachzudenken. Und wenn ich auch äußerlich morsch bin, so ist doch mein Wille für das Gedeihen der Jungen so stark wie die Lebenskraft dieser Uferbäume.“

Der andere sah zusammengekauert und hielt die Hände über die Kniee. Er sah in das Wasser, das rann. Es nahm seinen Lauf, unaufhaltbar schnell. „Wenn man so hoffnungsvoll sein könnte,“

sagte er. „Seit, zum 1. Mai habe ich alle Hoffnung, die in mir ist, zur Freude gesammelt. Aber trotzdem ist mir noch nicht so wohl, mit denen dort unten auf dem festgestampften Ries zu hüpfen und zu tanzen. Der Ruß der Stadt, der Staubwirbel in der Werkstätte und der schwarze Schleim in meinem Halse machen mich verdrießlich. Diese Alltäglichkeit und der Zwang, daß sich alles so abwickeln muß, ohne daß ich es hinter mir lassen kann.“

„Das kenne ich auch,“ meinte eine Frau, die vor ihrer Verheiratung in der Fabrik beschäftigt gewesen war. Sie hatte sich abseits niedergelegt und schaute den Kindern zu, die sich hinter den Büschen versteckten, an Weidenstrünken kletterten und Kieswege anlegten. Sie stand auf und ging zu den Männern hin. „Wenn man an seiner Arbeit steht, im heißen Saale, der schlecht gelüftet ist und es friert einen von innen heraus, vor Schlaf und Hunger, halb müde und halb satt, wenn der Körper schlaff wird und einem das Blut vor den Augen weicht, daß man seine Arbeit im blauen Schatten macht, dann bekommt man einen Abscheu vor der Welt und ihren Dingen. Alles versinkt vor diesem Grausen, man trötet heim in seine vier Wände, kümmert sich um nichts, das Essen schmeckt schlecht, und man verbirgt sich in der Dunkelheit vor dem Alltag, den Sorgen, vor Lumpen und Schmutz. Und jeden Morgen wird man wieder in den Tag hineingerissen. O, ich kenne das.“

„Wie mir das wehe tut, wenn Ihr so redet,“ sagte der alte Mann.

Die Frau lächelte. „Jetzt ist es anders, ich sagte nur, daß ich diese häßlichen Augenblicke kannte und überwunden habe.“

„Sie ist Mutter, hat ihre Sorgen und Freuden, anders wie früher,“ warf der Arbeiter ein.

„Das auch. Aber es ist nicht alles. Ich habe jetzt auch nicht weniger Arbeit und Sorgen, aber trotzdem ist ein großer Unterschied zwischen meiner Berufsarbeit damals und meinen Pflichten jetzt. Windeln, verrußte schmutzige Wäsche zu waschen, ist nicht schön. Den Fußboden scheuern, das Geschirr reinigen, alte Hosen säubern, das alles ist nicht erhebend. Die Fabrikarbeit war fast angenehmer; was ich aus den Händen gab, kümmerte mich nicht mehr. Aber über die Hosen der Kinder, über ihre Schürzen, über allen Schmutz habe ich zu machen, daß es nicht überhandnimmt. Aber ich tue, weil es notwendig ist. Weil ichs für meine Kinder tue. Mehr kann ich nicht für sie tun. Ich kann ihnen nicht so zu essen geben, wie ich möchte, ich kann sie nicht in die Schulen schicken, die ich für gut halte, aber ich kann ihnen Ordnung und Sauberkeit geben. So will ich nicht mit der Wirbel und dem Schmutz rechten,“

Jondern sie als unwesentlich betrachten, um für meine richtige Aufgabe bereit zu sein. Das alles habe ich als Mutter lernen müssen, die Verdrießlichkeit mußte ich überwinden, weil sie zu niedrig waren, um meine Arbeit für Mann und Kinder zu stören."

"Daß läßt sich hören," warf der Alte ein.

"Glauben Sie, diese Einsicht wäre mir jemals bei der Fabrikarbeit gekommen, daß die Handleistungen, die ich verrichtete, zu einem bessern Zwecke nützlich wären? Zuerst war ich zu jung, da interessierte mich überhaupt nichts. Nur ich selbst war mir interessant. Dann, als ich mehr auf die Arbeit achtete, wurde sie mir zuwider, ich haßte sie. Immer wollte ich einen Wechsel, etwas anderes, als ob das andere mich mehr befriedigt hätte. Die Heirat war schließlich auch nur etwas anderes. Es wäre möglich gewesen, daß ich meine Hausarbeiten gerade so unwillig getan hätte, gerade so zwecklos. Zum Glück kam es anders. Man hat mich in die Bewegung gebracht, jetzt höre ich erst etwas von der Welt und den Menschen. Seitdem kann mich nichts mehr trübselig machen. Ich werde, wenn ich heute ohne Mann und Kinder sein würde, in die Fabrik gehen und meine Arbeit leichter tun, weil ich nach Feierabend ein freier Mensch für meine Interessen und Freuden bin."

"Ja, ja, die Frauen werden uns noch belehren," nickte der Arbeiter.

"Es ist einerlei, woher die Belehrung kommt," sagte der Alte, "wenn ihr nur die Erfahrung vorausgeht."

Die Kinder der Frau kamen mit ihrem Vater auf den Ball. "Was sind das für ernste Gespräche?" fragte der Mann. "Heute ist doch Feiertag, seid lustig wie die Kinder!" Die Mädchen und Knaben umringten die Mutter. "Wir haben Schule gespielt," erzählte sie, "wie wir es nächstes Jahr machen werden, wenn nicht für alle Leute Feiertag ist, auch für die bösen Menschen, wie heute. Wir kommen also in die Schule und sagen zum Lehrer: 'heute, Herr Lehrer, ist keine Schule. Unsere Eltern haben Feiertag und da wollen wir auch mitmachen. Der Lehrer kratzt sich hinterm Ohr und sagt: Heute Feiertag? Ihr irrt Euch, meine Kinder. Wir haben keinen Kaisergeburtstag und keinen heiligen Tag. Wir aber schon! rufen wir. Wir haben heute einen heiligen Tag, den alle unsere Väter und Mütter begehen. Hier und in anderen Ländern, bei anderen Sprachen, ja über dem Meer."

Da schob sich der Lehrer die Brille zurecht und sah uns unfreundlich an. Nach einer Weile sagte er: "Ja, was ist da zu machen. Wenn Ihr alle feiern wollt, wie kann ich da Schule halten!"

"Lieber Herr Lehrer," schrien wir, "wir wollen dafür morgen umso fleißiger sein." Und dann trampelten wir alle davon. Der Lehrer aber folgte hinter uns drein und sah uns lange nach, weil wir wie toll davonbrannten. Und wir glauben, er war gar nicht böse auf uns, er hat nur so ein Gesicht geschnitten, als ob der Herr Schulrat gerade zur Türe hereinkäme. Denn wenn der

allemaal wieder draußen ist, dann ist auch der Herr Lehrer wieder nett."

Der alte Mann, die Eltern und der Arbeiter lachten. "Ach," sagte der Alte, "das ist eine Jugend, die den Kopf nicht verliert. Wie froh sind diese Kinder, und sie können es sein, da sie Eltern haben, die ihnen mit gutem Beispiel vorangehen."

"Eins habe ich noch vergessen," erzählte die Frau, "was mir mein Leben noch wert macht. Ich habe Einfluß auf meine Kinder. Mag man ihnen in der Schule die Welt so farblos zeigen, ich habe die Macht, sie ihnen aufzuhellen und niemand kann mich daran hindern. Aber wie war es zu unserer Zeit, da hat man uns zu Hause das Leben noch trostloser gemacht, als es ohnehin schon für uns war. Andersdenken und Aufbegehren gab es nicht."

Der Arbeiter unterhielt sich mit den Kindern. Sie zwangen ihn, daß er mit ihnen Versteck spiele und sagten, er solle doch nicht so langweilig sein. "Weil Ihr eine solche geschickte Mutter habt," antwortete er und fügte sich ihren Wünschen. Nach einer Weile kam er mit heißem Kopf zurück und sekte sich wieder auf den Ball. "Nichts kann ich aushalten, nicht mal Lustigkeit," sagte er zu dem alten Mann. "Und denken Sie sich, was das kleine Mädel zu mir sagte: 'Weißt Du, Onkel, ich werde einmal noch geschickter als die Mutter.'"

"Das lasse ich mir gefallen," lachte der Alte auf. "Und wenn wir uns das nächste Jahr im Mai wieder sehen, Genosse, hoffe ich, daß Sie alle schlechte Stimmung hinter sich lassen und ihr nicht mehr Einfluß auf Ihr Leben lassen als die kleine fleißige Frau. Was bedrückt denn Ihre Arbeitslust? Nichts, als die ungünstigen Bedingungen, in denen gearbeitet wird. Es ist doch unser Ziel, uns die Arbeit wertvoll zu machen und menschenwürdige Räume und Zustände für sie zu schaffen. Dazu gehört ein wacher Sinn und Hoffnungs Glaube, nicht Verzweiflung. Es wäre freilich für unsere Frau leichter, im Schmutz zu erstickten, als sich mit rührigen Händen daraus herauszuarbeiten. Und wenn Sie noch nicht gleich die besseren Ziele unseres sozialistischen Weltgedankens bergen können, so beginnen Sie wenigstens mit diesen einfachen nützlichen Zielen."

"Das will ich tun," erwiderte der Arbeiter.

Er half dem alten Mann, sich aufzurichten. Es wurde abendlich und sie suchten die andern, die noch in den Birkenlauben des Schifferhauses zurückgeblieben waren. Sie gingen mit dem Ehepaar nach Hause und der Arbeiter trug das kleine Mädchen auf den Schultern, denn es war vom Tollen mitten im Wege eingeschlafen.

"Das ist eine schöne, wohlverdiente Er schöpfung," sprach der Alte und streichelte das Kind. "Es hat heute alle seine Kräfte munter geregt und jeden Augenblick ausgenützt, wie es sich gehört."

Der Kanal, der leblos war, sah am Abend nicht so öde und verstimmend aus, weil man seine Dunkelheit für die Schatten der Nacht hielt.

Speranza.

Kleines feuilleton.

Maitraum. Ich sah in tiefen Sinnen versunken. Mein Blick glitt sehnsuchtschwer über ein in Dunkel und Dampfsheit gehülltes Land, das zuweilen wie im Fieberschauer erzitterte.

Das Land wurde beherrscht von einem riesigen, schwarzen Ungeheuer, einem festungsartigen Gebäude, das in seinem unteren Teile einem furchtbaren Gefängnis gleich. Man vernahm aus ihm das Kechnen und Stöhnen von Menschen, die in harter Arbeit um ihre Existenz rangen. Sinein mischte sich das Klagen und Weinen der Frauen und Kinder, die im Hunger und Elend dahinsanken.

Aber im hellerleuchteten oberen Teile des Gebäudes herrschte Duft und Freude. Musik und Gesang erschallte und suchte das Wehklagen aus der Tiefe zu übertönen. Das Lachen halbnahter Frauen, die an reichbesetzten Tafeln mit Lebegrüssen schwelgten, mischte sich seltsam mit den Verzweiflungsschreien der Not und des Elends, die von unten heraufdrangen.

Die Geniehenden oben kümmerte nicht die Not der Schaffenden in dunkler Tiefe, auf deren Rücken sie den wüsten Tanz ums goldene Kalb vollführten. Nur manchmal ließen sie, wie um ihr Gewissen zu beruhigen, einen Brocken von dem geraubten Reichthum gleich einem Almosen hinabfallen. Dann gab es viele der Verdriickten, die sich vor ihren „gnädigen Herren“ niederwarfen und sich noch tiefer in den Staub treten ließen.

Aber alle jene, die sich wider die gottgewollte Ordnung der Ausbeuter empörten, wurden als „Vaterlandslose“ von den „Patrioten“ mit Waffengewalt ins Joch zurückgezwungen. Und auch diese Waffen, mit denen sie gedroht wurden, hatten die Enterbien geschmiedet. Ja, man zwang ihre Söhne, sie zu tragen und gegen die eigenen Väter und Mütter zu führen.

Das ganze Gebäude startete rings von Waffen. Auf seinem Dache hatte man Kanonen aufgeschoben, um das Land in weitem Umkreise zu beherrschen. Die Menschen rings in der freien Natur waren dem zwiespältigen Ungeheuer tributpflichtig geworden.

Immer neue Scharen strömten in das Gebäude hinein. Hier ließen sie ihre Kraft und Gesundheit, die sich in einem raffinierten Prozeß zu Reichthum für die Geniehenden verwandelte. Dann wurden sie auf der anderen Seite des Gebäudes kraftlos und elend wieder ins „Freie“ gesetzt.

Hier lagen sie nun zu Tausenden und Abertausenden auf dem harten Boden, in Kälte und Finsternis dem Siedtum und dem Verhungern preisgegeben. Mütter, deren durch Unternahrung vertrocknete Brüste dem lechzenden Säugling keine Nahrung mehr geben. Bahme und verkrüppelte Männer, die in Verzweiflung die Krücken von sich werfen und das Ende herbeisehnen.

Aber gegenüber erhebt sich der Bau der Religion, mit seinem Turm hinauf in den „Himmel“ weisend. Eine Orgel braut das Lied vom „Jenseits“, in dem alles Leid sich zu eitel Freude wendet. Und die Falschmünzer der Wahrheit kommen und geben den Elenden und Ausgestoßenen gute Lehren, wie sie würdig — sterben können. Ein Bild des Grauens.

Aber was ist das? — Blöthlich ist das Land von Licht überflutet, vor dessen Strahlen die Richter des Luftsaases verblasen. Erstaunt und geblendet reden sich die Elendsgestalten auf. Sie suchen den Quell dieses Lichts und sehen in der Ferne den Tempel der Menschheit, gestützt und getragen von den Proletariern aller Völker der Erde. Und in seinem Innern waltet die Freiheit mit hoherhobener Fadel. Sie treibt aus dem Tempel hinaus die Ausbeutung und den Aberglauben und bestet an seinen Eingang die Worte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“.

Und wie auf gewaltigem Auf lösen sich aus dem Gebäude der alten Gesellschaft die Unterdrückten und Ausgebeuteten und sammeln sich begeistert um das erbebende Bild. Zukunftshoffnung und Kampfesmut lobert aus ihren Rienen.

Aber in Angst und Entsetzen fliehen die Ausbeuter vor der Macht des neuen Geistes. Sie richten ihre Kanonen auf den Tempel der Menschheit und versuchen, die Freiheit in Fesseln zu schlagen. Umsonst! — Der Macht der Idee kommt man nicht bei mit Pulver und Blei. Von allen Seiten strömen die Enterbien herbei, in deren Herzen sich die Flamme der Freiheit immer neu entzündet. Sie reichen einander die Hände, und in gewaltigem Rhythmus übertönt das Lied der Freiheit das Lied vom Jenseits und — das Knallen der Gewehre. Die Stufen zum Tempel der Menschheit hinauf aber schreitet der befreite Mensch, und die Freiheit weiht ihn zum Beherrscher der Erde.

Da machte ich auf. Die Morgensonne schien hell ins Zimmer. Die Vögel sangen. Blühende Bäume sandten ihren Duft durchs offene Fenster. Es war erster Mai. Ich eilte, den Tag festlich zu begehen.

M. Menzer.